

Im Unterschied zu anderen Berichten sind diese zu hören, denn es handelt sich um eine Schallplatte mit Berichten und Gesprächen mit Juden in der Sowjetunion.

Das »Aktionskomitee für die Juden in der Sowjetunion« hat eine originelle Weise gefunden, um den Juden in Moskau, Riga, Kiew, Leningrad und Belgorod Solidarität zu bekunden, andererseits uns allen hier die Möglichkeit zu bieten, aus der Situation der Juden in der UdSSR authentische Berichte zu vernehmen.

Die auf der Platte aufgezeichneten Telefongespräche sind nicht an irgendeinem Abend des Jahres 1972 geführt und aufgenommen worden, sondern am 28. März, am Pessachabend, dem Fest, das zum Gedenken an den Auszug der Kinder Israels aus Ägypten gefeiert wird. Die Teilnehmer am Sederabend in Düsseldorf feierten diesen Abend gemeinsam mit den Juden in der Sowjetunion.

Die Frage des Abends aus der Haggada, die der jüngste der Versammelten stellt: »Was unterscheidet diese Nacht

von allen anderen Nächten?« wurde über den Äther von Moskau aus gestellt; und neben den vier ausgesprochenen Antworten der Pessachhaggada war noch ein Zusätzliches unausgesprochen geblieben – die Solidarität, die die Düsseldorf Gemeinde mit Rabbiner Adi Assaby und das »Aktionskomitee« den Juden in der Sowjetunion bekundeten.

Rolf Vogel (Herausgeber der »Deutschland Berichte«) hat gemeinsam mit Itzhak Katz diese Schallplatte geschaffen; sie beide sprechen auch die Verbindungstexte und Erläuterungen, denn oftmals ist der Empfang nicht klar und ungestört, und einige der Gesprächspartner sind des Deutschen nicht ganz mächtig.

Eine solche Dokumentation zu haben, gerade jetzt, da die sogenannte »Kopfsteuer« für die auswanderungswilligen Juden aus der UdSSR heftig umstritten ist – ist aktueller denn je.
Edna Brocke

16 Aus unserer Arbeit

In memoriam Robert Raphael Geis s. A.

Rabbiner Dr. Robert Raphael Geis verschied am 18. Mai 1972, die Todesanzeige ergänzt dieses Datum mit »Erev Shavuoth«. Es war also der Vorabend des Wochenfestes, das an den Bund Gottes mit den Menschen erinnert, an den Bund, der die Verheissung in sich schliesst. Dies scheint mit Persönlichkeit und Leben des Heimgegangenen trostvoll im Einklang zu stehen (vgl. u. S. 113).

In einem Schreiben vom 28. Januar 1952 aus Amsterdam, in dem Rabbiner Geis mitteilte, dass er das nordbadische Landesrabbinat bald übernehmen würde, ist der folgende Passus besonders kennzeichnend für ihn: »Was mich dazu bewogen hat, sind vor allem meine christlichen Freunde, die ich nicht alleinlassen möchte, und weil es vielleicht doch nicht unwichtig ist, dass in Deutschland Judentum von ein paar Menschen dargestellt und . . . gelebt wird.« Dafür, dass Dr. Geis damals kam, und für das, was er uns, vielen und dem gemeinsamen Anliegen bedeutet hat, können wir ihm nicht genug danken. Damals, als es nach dem Grauen darum ging, in Neubeginnung einen neuen Weg zu finden im Verhältnis zu Juden und zwischen Christen und Juden. Abgesehen davon, dass es kaum mehr Juden gab – junge Leute kannten keine Juden mehr –, schien Dr. Geis auch in besonderer Weise berufen, bei dieser Aufgabe zu helfen. Und er tat es. Auch im »Rundbrief« spiegelt sich in diesbezüglichen Beiträgen wieder, wie er das Wesentliche signalisierte und auch im gegebenen Augenblick »den Finger auf Wunden zu legen wusste«.

Es kann an dieser Stelle nicht dargestellt werden, was er u. a. in seinen Vorträgen in Arbeitsgemeinschaften für Schüler und Studenten vermittelte. In der Zeit seines nordbadischen Landesrabbinats hat er so manche Fahrt auch nach Freiburg unternommen. Drei Semester lang kam er jeweils von Karlsruhe nach Freiburg und leitete im Rahmen des Studium Generale an der hiesigen Universität Colloquien mit ausgiebigen Diskussionen¹.

Nachstehend sind einige Absätze von Dr. Geis selbst über das christlich-jüdische Religionsgespräch wiedergegeben, ferner das Gedenkwort von Dr. Manfred Seidler, einem der christlichen Freunde, und der Nachruf von Dr. Ernst Ludwig Ehrlich.

G. L.

In: Robert R. Geis: »Gottes Minorität«. Aus:

*Geschichte des christlich-jüdischen Religionsgesprächs*²

»... bedeutsam aber ist es, wenn das Judentum – kaum aus der Angst vor den Kirchen befreit – ein so vielfältiges Ja zu dem Juden Jesus von Nazareth findet, indem es jüdischen Glauben und jüdische Hoffnung, jüdisches Leid und jüdische Not, jüdisches Wissen und jüdische Erwartung wiederentdeckt und das bei der grössten Reserviertheit, wenn nicht Aggression der christlichen Theo-

logie gegenüber dem Judentum. Auch hier erweist es sich einmal mehr, welche Segnung im Geistigen ein Minoritätenschicksal zu sein vermag, der Zwang zur Konfrontation, die Bereitschaft zum Umdenken und die durch allen Rationalismus noch machtvoll durchbrechende Hoffnung auf eine Grenzen sprengende Erlösung.

Manchen Christen mag bei diesen [hier nicht wiedergegebenen] Ausführungen die Diskussion über Wesen und Bedeutung Jesu viel zu kurz gekommen sein. Uns schiene es ebenso respektlos, wollten wir als Juden die Glaubensgewissheit in Jesus Christus übersehen, die gerade in noch nahen Tagen viele den Märtyrertod willig auf sich nehmen liess, wie es uns unverständlich bleibt, dass ein Martyrium über lange Jahrhunderte – es gäbe gewiss auch viel anderes zu nennen – die Echtheit jüdischen Glaubens nicht bezeugen soll. Über gelebten, erlittenen und erkämpften Glauben lässt sich nicht streiten. Nur konfessioneller Hochmut kann das übersehen, mag er sich auch mit einem zu nichts verpflichtenden Bekennermut verbrämen. Juden werden jedenfalls nie verstehen, wie Glaubenseifer nicht allein ein Mahnendes und Forderndes an eben den Glaubenden bedeuten soll. . . .

... Von der jüdischen Bibel her ist es über alle jüdischen Epochen deutlich geblieben, dass die Grundlage der gläubigen Erwartung in der Konkretion des Bundes, der Erfüllung in der Zeit, der Herbeiführung des Gottesreiches liegt. Auch das Politische kann davon nicht ausgeklammert werden. Das sollte ganz deutlich sein. Vielleicht ist christlicher Judenhass nicht zum wenigsten ein Hass gegen die jüdische Bibel, die jeder allegorischen Behandlung zum Trotz ihr Mahnendes behalten hat, die unüberhörbare Frage nach dem Tun des Menschen, seinem Entstehen für das Heil. . . .

... Das Jahr 1933 signalisiert das Schweigen, das Gesehen auf der einen, das Sterben auf der anderen Seite. Es zeigt jedoch auch ein anderes, zukunftsweisendes. Hitler, der dem Gewissen, »dieser jüdischen Erfindung«, den Kampf ansagt, hat im dämonischsten Dunkel aufleuchten lassen, dass dieses jüdische Gewissen letztlich auch das christliche Gewissen ist, ja dass Juden und Christen – was so lange vergessen wurde – aus derselben Wurzel leben. Christen durften für ihren Glauben sterben, wie

¹ Im Sommersemester 1953/54 wurde das Thema behandelt: »Geschichte der Juden in Deutschland seit der Emanzipation«, im Wintersemester 1953/54 »Jüdischer Messianismus« (vgl. »Rundbrief« VI/21/24, S. 60).

² München 1971. S. 192 ff. (Vgl. FR XXIII, S. 130).

Juden für ihn sterben mussten. Das erklärt den gewaltigen und erschütternden Unterschied in der Zahl der Blutopfer. Blutiger Abgrund zwischen altem und neuem Glaubensvolk, letztes Geheimnis über Israel ist dies.

... Beide, Christen und Juden, hätten eine gemeinsame Aufgabe zu erfüllen. Beide hätten sich jetzt nach Jahrhunderten des Nichtverstehens unendlich viel zu sagen, beide einander brüderlich beizustehen. Beide sind in der Welt als gläubige Minoritäten — oder sie sind ein Nichts. Das Schisma bleibt bei alledem bestehen, das will durchstanden werden. K. H. Miskotte, der grosse Christ und Theologe, meint, wir müssten uns immer wieder in Erinnerung rufen, »dass das Schisma von Kirche und Synagoge nur dann grossartig, schrecklich und fruchtbar ist, wenn beide das Alte Testament im vollen Sinn als Gotteswort anerkennen«³. Wie sehr das stimmt, wissen heute kaum Juden noch Christen, bestenfalls wird es von wenigen auf beiden Seiten erahnt. Der Häresie sollten wir uns gegenseitig nicht mehr zeihen, zu deutlich sprach die Geschichte, sie wird weitersprechen. Willig oder unwillig werden wir damit konfrontiert bleiben. «

Der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« Nr. 128 vom 6. Juni 1972 entnehmen wir mit freundlicher Genehmigung ihrer Redaktion und des Verfassers, leicht gekürzt, den folgenden Beitrag:

Robert Raphael Geis 4.7.1906 bis 18.5.1972
von Dr. Manfred Seidler

Der Rabbiner und Professor — der Lehrer und Bekenner — hat zwanzig Jahre lang in dem Land, das gründlich genug erfahren hatte, dass »wer den Juden schlägt, den Christen mit meint«, den Partner für den Dialog zwischen dem alten und dem neuen Gottesvolk zu finden gehofft.

Wem dieser Dialog — nach 1945 zaghaft von den Christen begonnen, mit Anspruch und Auftrag von R. R. Geis aufgenommen und auf die evangelischen Kirchentage getragen — wichtig war, hat Robert Raphael Geis gekannt. Evangelische und katholische Theologen verehrten in ihm den Freund. Doch sein Tod ist von der Öffentlichkeit dieses Landes nicht bemerkt worden. Das ist kennzeichnend.

R. R. Geis war unbequem, wie Amos unbequem war. Das Gespräch zwischen Juden und Christen — von ihm bewusst in der Nachfolge Franz Rosenzweigs und Leo Baecks übernommen — war ihm nicht einfach verständnisstiftende Vermittlung, sondern Konsequenz seines Verstehens von »Gottes Minorität«. Was die jüdische Minderheit ist und unter eschatologischem Anspruch bleibt — eben Gottes Minorität —, gelte auch den Christen. Juden und Christen stehen endlich unter der gemeinsamen Pflicht: der Majorität der Welt Liebe und Gerechtigkeit zu weisen und sich für den Frieden in der Welt einzusetzen. So war er dem orthodoxen Juden ein Liberaler, dem Liberalen ein grenzüberschreitender Eiferer, dem eifernden Christen ein Unbelehrbarer, allen ein Ärgerer. Vielen aber war er ein Frommer. ...

Geis hat Geschichte studiert — in Breslau, wo er auch seine erste Ausbildung als Rabbiner fand. Er wurde Lehrer an deutschen Gymnasien, Rabbiner einer Gemeinde, die er — nach seinen Worten — das erste Mal vollständig fand im KZ, in dem Augenblick, als einer der ihren vor ihrer aller Augen zu Tode gemartert wurde. Seine Gemeinde sprach das älteste und einzige Gebet ihrer Hoffnung: »Höre, Israel, dein Gott ist einzig.«⁴ Er hat in

³ K. H. Miskotte, Wenn die Götter schweigen. Vom Sinn des Alten Testaments. München 1964.

⁴ Vgl. FR XIII/1961, S. 23.

Israel überlebt, kam früh nach Deutschland zurück, überliess das Landesrabbinat von Baden nach einiger Zeit einem anderen, schlug 1956 dem Bundespräsidenten Heuss den Wunsch ab, offizieller Vertreter des überlebenden Judentums in Deutschland zu sein (»Hier gibt es nichts mehr zu vertreten«), wohnte lange in Düsseldorf, war Honorarprofessor für Judaistik an der Pädagogischen Hochschule in Duisburg und endlich Honorarprofessor an der Universität Göttingen. Schon sein zweites Semester dort konnte er nicht mehr beenden.

Robert Raphael Geis hat sich in der Auseinandersetzung mit den vielfältigen Erscheinungen theologischer und nicht nur theologischer Erstarrung verzehrt. Nur wenige Menschen sind zu einer Anteilnahme fähig, wie sie ihn charakterisiert. Dies zeigte sich auch in seiner Bereitschaft — wie oft ging sie über seine Kräfte —, Zeit zu haben, wenn ernste Fragen seine Antwort oder seinen Rat suchten. Er sprach immer zu Freunden, ob die Fragenden Professoren, Mitglieder von Gremien, Studenten oder Schülergruppen waren. Gerade Schüler konnten ihn immer gewinnen. Für viele junge Menschen in Deutschland ist er sicher der einzige Rabbiner gewesen, dem sie in ihrem Leben begegneten — und begegnen werden: wann immer sie einmal Geschichten des Rabbi Nachman lesen sollten, sie werden sich an »Aba Geis« erinnern fühlen, an seine anschauliche Sprache, die einfache Terminologie, die Anekdoten und an den — bei allem leidenschaftlichen Ernst — immer warmherzigen Humor und daran, wie dies alles das, was er zu sagen hatte, einprägsam sein liess, dass man es nicht vergessen kann, wie niemand ihn vergessen wird, der ihn gekannt hat. «

Robert Raphael Geis zum Gedenken von
*Dr. Ernst Ludwig Ehrlich*⁵

Am 18. Mai 1972 ist in Baden-Baden, wo er zuletzt lebte, Rabbiner Prof. Robert R. Geis dahingegangen. Er war in jeder Beziehung ein aussergewöhnlicher, nicht einreihbarer Mensch, und würde das Wort nicht heute zum Klischee geworden sein, müsste man ihn einen *Nonkonformisten* nennen. Vor dem Kriege wirkte er in München und Kassel, nach 1939 ging er nach Palästina, ab 1946 war er wieder in Europa, zuerst in Holland und der Schweiz (Zürich), schliesslich seit 1952 in Deutschland, wo er bis 1956 Landesrabbiner in Baden war. Dann zog er sich als freier Wissenschaftler nach Düsseldorf zurück, wurde schliesslich Honorarprofessor an der Pädagogischen Hochschule in Duisburg, zuletzt auch an der Universität Göttingen.

Neben einer Reihe von Aufsätzen sind vor allem zwei Bücher zu nennen: Vom unbekannten Judentum (Herderbücherei Band 102, 1961), ferner Gottes Minorität, Beiträge zur jüdischen Theologie und zur Geschichte der Juden in Deutschland, Kösel-Verlag, München 1971; in diesem Band sind einige Aufsätze enthalten, die bleiben werden; das gleiche gilt für die Einleitung zu dem gemeinsam mit seinem Freund H. J. Kraus herausgegebenen Band: Versuche des Verstehens, Dokumente jüdisch-christlicher Begegnung aus den Jahren 1918 — 1933 (Chr.-Kaiser-Verlag, München, 1966).

R. R. Geis war ein Rabbiner, aber er hatte keine Gemeinde. Überblickt man dieses Leben — es währte ja nur 65 Jahre —, so erscheint einem rückblickend diese Tatsache höchst verständlich. Es war für ihn letztlich ein un-

⁵ Dr. Ehrlich schrieb diesen Beitrag mit der zusätzlichen Überschrift »Rabbiner ohne Gemeinde«. Wir entnehmen ihn mit freundlicher Genehmigung des Verfassers aus: Israelitisches Wochenblatt (72/22), Zürich, 2. 6. 1972, S. 13.

zumutbares Unternehmen, sich in den Rahmen einer Gemeinde einzuordnen. *Geis sprengte diesen Rahmen*, und er hat darunter gelitten, wie alle, die es tun, die dazugehören wollen und es doch nicht können, die nicht freiwillig sich absondern, sondern innerlich dazu gezwungen werden. Aber diese Gemeindelosigkeit, das Unzumutbare eines Amtes, hat dann gerade dazu geführt, dass Geis Freunde gehabt hat, verehrt wurde, geschätzt, ja geliebt. Und es waren vor allem protestantische Freunde, die ihm nicht nur die Treue hielten, sondern ihm auch durch alle Nöte der Krankheiten und der Widrigkeiten mit Menschen halfen: Allen voran *H. J. Kraus* in Göttingen, einer jener grossen Freunde Israels aus dem Glauben ihrer wirklich gelebten christlichen Existenz, *Helmut Gollwitzer* und *Dieterich Goldschmidt*, um nur einige zu nennen. Diese Freunde hatte Geis bei der Arbeit in der *Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen beim Deutschen Evangelischen Kirchentag* gewonnen, ein Unternehmen, das von 1961 bis 1969 die Begegnung von Juden und Christen erheblich gefördert hatte und wo Geis auf jüdischer Seite die führende Stellung einnahm.

Und hier zeigte sich das für manche Paradoxe: *Geis war ein Sprecher des Judentums*, gerade weil er sich von allen äusseren Bindungen des Amtes, der Einreihungen und der Gruppierungen befreit hatte. Und seine Stimme wurde in der Welt mehr gehört als die anderer, weil er kein homi-

letischer Schönredner war, keinen Tiefsinn bot, der sich bei näherem Zusehen als Luftblase entpuppte, sondern sich selbst preisgab in der geistigen und politischen und sozialen Not unserer Zeit. Natürlich musste er gegen eine Gesellschaft Stellung nehmen, die nicht einmal den bescheidensten Versuch unternimmt, die Jugend in ihrem Aufbegehren zu verstehen, und in der panischen Angst, das allzu schnell Zusammengeraffte wieder zu verlieren, nach starken Männern ruft. In dieser Haltung wusste Geis sehr genau, an welche Institution der israelisch-jüdischen Geschichte er anknüpfen konnte, und er hat auch die in gewissen jüdischen Kreisen unpopulären Angriffe gegen ein deutsches Presseimperium nicht gescheut, das nicht deshalb tabu sein darf, weil der Konzernherr auch israelische Einrichtungen beschenkt. Geis hatte sich schliesslich damit abgefunden, dass für ihn nur noch wenige Freunde zählten und es sich für ihn nicht mehr lohnte, sich mit den Gruppen einzulassen.

Robert Raphael Geis hätte noch gerne gelebt, viel gearbeitet, Ausgefeiltes geschrieben, Klares gedacht. Mannigfache Krankheiten haben ihn in den letzten Jahren daran gehindert. Seine Frau und zwei Kinder sind zurückgeblieben — und vielleicht ein Dutzend Freunde. Das mag nicht viel sein, im Grunde ist es sehr viel, denn sie werden ihn nicht vergessen.«

Zum Gedenken an Lili Sertorius

* 26. Mai 1901 in Köln, † 16. Juli 1972 in München

Wir trauern um Lili Sertorius. Schon seit Herbst 1948 war sie mit dem Kreis um den »Rundbrief« verbunden. Das »Memorandum der Arbeitsstelle des Rundbriefs« in Nr. 4/Juli 1949 nennt sie auch unter den Mitgliedern des »Beirats«¹. Doch bedarf es dieser Daten nicht, um auszusagen, was sie uns war und bleibt. Ihre Existenz und — mit den Worten von Dr. Auguste Schorn (s. u.) — »die eigentümliche Intensität ihres Denkens« sind uns eine besondere Verpflichtung und bleibender Dank. Sie hat an den Anliegen des Rundbriefs teilgenommen und bei besonderen Gelegenheiten manches verfasst — was sonst niemand und gerade zum gegebenen Zeitpunkt derart ausgezeichnet hätte tun können. Genannt sei: Die Inhaltswiedergabe von »Die Judenfrage vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil von Msgr. Carli«. Es war ein bedrückendes Moment, die Drucklegung der Dokumentation zu »Nostra Aetate«² eilte, als dieser unerlässliche Beitrag in der italienischen Zeitschrift noch erschienen war. Lili Sertorius sprang ein und übernahm die zuverlässige Übersetzung und Inhaltswiedergabe. Und wieder einmal gab es Zeitnot bei der Dokumentation über den Sechstage-Krieg. In einem geräuschvollen Raum war der auf Französisch gehaltene Vortrag von Professor Neher auf Tonband aufgenommen. Professor Neher erhielt das danach geschriebene Manuskript auf einer Fahrt nach Israel zur Durchsicht und war des Lobes voll über ihre Übersetzung³. L. Sertorius half auch grundlegend bei der Erstellung des »Systematischen Gesamtregisters über den Inhalt FR Jahrgang I-XX/1948–1968«. Auf ganz anderem Gebiet liegend sei ferner genannt ihre Besprechung der »Szenischen Dichtungen« von Nelly Sachs: »Zeichen im Sand«⁴.

Wir verdanken das folgende Gedenkwort Dr. Auguste Schorn, bezeichnenderweise überschrieben: »Spiritualität und Intensität«⁵ und bringen von Lili Sertorius selbst auszugsweise »Gedanken über den Tod«⁶.

Spiritualität und Intensität

Zum Gedenken an Lili Sertorius

Am 16. Juli starb plötzlich, wenn auch für ihre Freunde nicht unerwartet, in einer Münchener Klinik Dr. Lili Ser-

torius. Ihr Name wird in Freiburg vor allem durch ihre langjährige Tätigkeit an der Herder-Korrespondenz fortleben, für die Karlheinz Schmidhüs sie 1946 als erste und engste Mitarbeiterin holte. Was Lili Sertorius für die unter schwierigsten äusseren Bedingungen begonnene Zeitschrift, im Augenblick ihrer Entstehung ein wahres Pionierunternehmen, bedeutet hat — durch ihre eminente Sprachbegabung, ihren geistigen Elan und die eigentümliche Intensität ihres Denkens —, wird man kaum hoch genug einschätzen können. Nachdem sie aus Gesundheitsgründen aus der Redaktion ausgeschieden war, hat sie in dem ihr noch verbleibenden Jahrzehnt eine neue, erstaunlich fruchtbare, obwohl meist im Verborgenen bleibende Tätigkeit entfaltet. Die Mitfeier der byzantinischen Liturgie in dem kleinen benediktinischen Priorat Cureglia bei Lugano, das ihr schon früh Asyl und ein Stück Heimat geworden war, wie auch mannigfache persönliche Begegnungen liessen sie immer tiefer in die Spiritualität und Theologie der Ostkirche eindringen. Vorgrimler vertraute ihr für den 1969 erschienenen zweiten Band der »Bilanz der Theologie im 20. Jahrhundert« die Darstellung der »Orthodoxen Theologie im 20. Jahrhundert« an. Nach langem »Balancieren zwischen Ost und West«, wie sie es scherzhaft nannte, schloss sie sich im Herbst 1971 auch äusserlich der Orthodoxie an. Mitten aus ihren Arbeitsplänen, die, wie sie zuversichtlich hoffte, der Erschliessung der spirituellen Kräfte des christlichen Ostens für die Gesamtkirche zugute kommen sollten, wurde sie abberufen und starb in einer inneren Heiterkeit und Gelassenheit, von der Archimandrit Peterfalvy an ihrem Grab bezeugte, er habe solche Ergebung in den Willen Gottes nur bei sehr wenigen Menschen gefunden.

Auguste Schorn

Gedanken über den Tod von Dr. Lili Sertorius

Lili Sertorius schrieb diese Gedanken im Frühjahr 1972, einige Monate vor ihrem schnellen Tod⁶.

»... Wir sterben nicht vom Leben weg, wir finden im Tod — wenn auch, bis zur Auferstehung allen Fleisches,

¹ Das. V, S. 19.

² FR XVI/XVII/1965, S. 31 ff.

³ FR XIX/1967, 4 ff.

⁴ Vgl. FR XV/XVI, 136 ff.

⁵ Mit auch freundlicher Genehmigung seiner Redaktion entnommen aus: »Christ in der Gegenwart« (24/34), 20. 8. 1972.

⁶ Auzugsweise entnommen aus: »Orthodoxe Stimmen«. Übernationale Zeitschrift. München, 1. Vierteljahr 1972. (19/Nr. 73). S. 52–54. (Auszug: S. 53 f.).